

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 76.

Donnerstag, 30. März.

1916.

Um Ehre und Leben.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Paul Blü.

(Nachdruck verboten.)

Frau Ruise saß da wie zu Stein erstarrt. Sie hielt das rotgesiegelte weiße Kuvert in der Hand. Mit angstvollen Augen blickte sie es an. Es zu öffnen, wagte sie nicht.

Kurt hielt noch ein Blatt in der Hand.

Rucie sah es und bebend fragte sie: „Und jener andere Brief dort? Ist er an dich gerichtet?“

Der Bruder bejahte stumm.

Da sah auch die Mutter auf.

„Und was steht darin?“

„Etwas Trostloses, Mama“, antwortete er leise, „etwas, das mir allen Mut und alle Hoffnung geraubt hat, es ist ein Abschied für ewig.“

Mit einem wehen Aufschrei sank die alte Dame in sich zusammen.

Sofort waren Tochter und Sohn um sie bemüht.

Aber Frau Ruise kam schnell wieder zu sich. Mit ruhiger, fast energischer Stimme bat sie: „Gib mir das Blatt.“

Kurt tat es. Die Mutter las:

„Mein lieber Sohn!

Dreimal war ich vergeblich bei Dir, um von Dir Abschied zu nehmen. Zum viertenmal kann ich nicht mehr wiederkommen. So muß ich Dir also auf diesem Wege Lebewohl sagen. Es ist ein Abschied für ewig, mein lieber Sohn. Bürne mir nicht, daß ich Dir Deine Karriere ruiniere! Ich kann nichts dafür. Ich bin das Opfer meiner Gutmütigkeit! Du weißt ja, wie lieb ich Dich gehabt habe. Ich tat alles, um das Unheil abzuwenden. Aber die Verhältnisse waren stärker. Nun bin ich daran gescheitert. Also verdamme wenigstens Du mich nicht!

Dein Vater.“

Minutenlanges, dumpfes Schweigen. Mit tränenfeuchten Augen starrte die alte Dame auf das Blatt, das in ihren Händen zitterte. Aber denken, das ganze Unglück zu überdenken, nein das konnte sie noch nicht; noch stürmten alle Gedanken wild und unklar durcheinander und nur der Schmerz, beherrschte sie ganz und gar.

Rucie wich nicht von ihrer Seite. Mit milder Barmherzigkeit streichelte sie die Hand der Mutter und versuchte, ihr leisen Trost zuzusprechen.

Doch Frau Ruise schien nichts davon zu hören. Als sie aufsaß und ihr Blick zu Kurt, der ganz zusammengebrochen darsaß, hinüberirrte, da nickte sie ihm wehmütig zu und sagte: „Ja, mein lieber Junge, darüber mußt du nun wegzukommen suchen; mit deiner Karriere ist's nun zu Ende; jetzt sind wir arme Leute.“

Kurt nickte nur stumm; sagen konnte er nichts; denn der Schmerz preßte ihm die Kehle zusammen; er war völlig niedergebrosen. Das Unglück hatte auch ihn völlig unvorbereitet getroffen und seine schönsten Zukunftspläne mit einem Schläge vernichtet. Nun saß er da und blickte hoffnungslos und verzweifelt in die Zukunft; denn er wußte nicht, was jetzt aus ihm werden sollte.

Endlich bat Rucie: „Sei so gut, Mama, öffne nun auch den anderen Brief. Wir werden uns eher in das

Unabänderliche fügen können, wenn wir ganz klar sehen und alles wissen, was wir zu erwarten haben.“

Ein wenig erstaunt sah die Mutter sie an.

„Wie richtig du das sagen kannst. Fast klang es so, als berührte es dich gar nicht tiefer.“

Im Gesicht der Tochter brannte die Glut der Erregung. Schon vorher, als sie sah, daß die Mutter wieder nur an die Zukunft ihres geliebten und verhätschelten Sohnes dachte, während sich niemand ihrer zu erinnern schien, schon da glühte die stille Empörung wieder auf in ihr; doch sie zwang das Unbehagen zurück, weil ihr der Mutter tiefer Schmerz zu nahe ging. Nun aber, als ihre so gut gemeinten Worte so mißverstanden wurden und ihr sogar noch einen leisen Vorwurf eintrugen, da quoll die Beine über die Hintenansehung in ihr hoch und mit schlecht verhaltener Bitterkeit antwortete sie: „Du irrst sehr, liebe Mama. Auch mich berührt das Unglück ebenso tief wie euch. Aber ich meine, gerade jetzt dürfen wir uns von unserem Schmerze nicht unterkriegen lassen. Gerade jetzt hängt für uns doch alles davon ab, wie wir uns zu dem traurigen Geschehnis stellen und daß wir es mit stillbaldender Kraft zu überwinden suchen.“

Inner noch erstaunt sah die Mutter sie an.

Wie herb, fast hart das klang! Wie hätte sie dem Mädel solch ruhigen Lebensernst zugetraut. Doch sie widersprach jetzt nicht mehr. Mit bebender Hand faßte sie nach dem unseligen Brief, dem letzten Lebenszeichen ihres armen, unglücklichen Mannes. Ihre Finger zitterten so sehr, daß sie nicht imstande war, den Umschlag zu öffnen. Endlich reichte sie der Tochter das Kuvert hin und bat, daß sie vorlesen möge.

Und Rucie las:

„Meine liebe Frau, geliebte Kinder!

Etwas Furchtbares ist geschehen. Wir sind ruiniert. Seit Wochen schon habe ich es kommen sehen. Aber ich habe es solange geheim gehalten, weil ich bisher immer noch hoffte, einen Ausweg zu unserer Rettung zu finden. Nun ist auch diese letzte Hoffnung fehlgeschlagen. Und jetzt ist alles vorbei, nun bin ich zusammengebrochen und darf es nicht mehr wagen, Euch vor die Augen zu treten. Denn nicht nur ein Unglücklicher, sondern auch ein Verbrecher bin ich geworden. Und nur durch den Tod kann ich meine Tat sühnen.“

Durch den Fall von zwei Bankhäusern war ich dermaßen in Mitleidenschaft gezogen, daß nur ein großer glücklicher Schlag mich retten und mir wieder auf die Beine helfen konnte. Ich hielt besagte beide Bankhäuser für durchaus solide und gut; seit Jahren war ich mit den Inhabern befreundet und in bester Verbindung, und nur im Vertrauen auf die ehrenhaften Charaktere der beiden Männer ließ ich mich zu größeren Engagements verleiten, als ich eigentlich hätte tun dürfen. Leider wurde meine Gutmütigkeit schlecht belohnt; denn in beiden Fällen war ich getäuscht worden.

Als die große Schlappe da war, gab es für mich nur eine Möglichkeit, weiter zu bestehen: ich mußte den Ver-

lust sobald als möglich wegt zu machen suchen. So ließ ich mich auf ziemlich waghalsige Spekulationen ein. Die ersten Operationen glückten über alle Maßen; dadurch Kühner gemacht, riskierte ich immer mehr. Auch jetzt blieb mir das Glück treu. Schon sah ich die Zeit, unseren Verlust wieder auszugleichen, in fast greifbarer Nähe vor mir, und so wurde ich angefeuert, mich höher und höher bei den Spekulationen zu engagieren. Da, mit einem einzigen Schlage ging alles wieder verloren. Aber Nacht war ich ein armer Mann geworden.

Nun kam ein Grauen über mich. Was sollte nun werden? Ich dachte an Dich, mein liebes, gutherziges Weib, und auch an Euch, meine lieben Kinder, an Eure Zukunft. Ich konnte, ich durfte Euch jetzt nicht im Stich lassen!

Und da tat ich etwas Furchtbares. Ich griff die mir anvertrauten Depots an und begann, damit zu spekulieren.

Bitte, bitte, richtet und verurteilt mich nicht! Ich dachte ja nicht an mich, sondern nur an Euch. Wäre alles so gegangen, wie ich es erhoffen durfte, hätte man niemals etwas davon gemerkt und wir wären gerettet gewesen. Leider schlug auch diese Hoffnung fehl. Und damit stürzte nun der letzte Pfahl für mich zusammen.

Überleben konnte ich die Schmach nicht, deshalb machte ich ein Ende.

Seid barmherzig, meine Lieben, verdammt mich nicht! Gewiß, ich habe ja Schmach und Schande über Euch gebracht, aber vergeht doch auch nicht, daß ich eigentlich schuldlos in diese fürchterliche Enge getrieben wurde, und daß ich nur das Opfer meiner Gutmütigkeit geworden bin. Und selbst, als ich zum Verbrecher wurde, hatte mir mein Mitgefühl für Euch die Augen getrübt für das, was Recht und Unrecht ist. Ich war nicht mehr Herr meiner klaren Sinne. Die grausige Angst hat mich hineingestoßen ins Verderben. O, seid barmherzig und flucht meinem Andenken nicht! Glaubt mir nur, ich habe schon jetzt so entsetzliche Qualen ausgestanden, daß selbst die Schmerzen des Todes nichts mehr dagegen sein können!

Also flucht mir nicht! Gönn mir den friedlichen Schlaf des Todes; ich brauche jetzt Ruhe, die ewige Ruhe!

Und wenn dort oben ein ewiger Richter von uns Rechenschaft verlangt, so will ich in Demut vor ihn treten und reuevoll meine Tat bekennen. Auch er wird mich nicht verurteilen, denn er wird in meinem Herzen lesen, daß ich nur aus Liebe fehlte. Das ist meine Zuversicht. Und deshalb kann ich nun in Ruhe schlafen gehen, um niemals mehr zu erwachen.

Ach! wohl, mein treues, liebes Weib! Laß Dir nicht das Herz brechen und weine mir eine stille Träne nach! Not leiden wirst du ja nicht; denn Dein kleines Vermögen ist sicher gestellt.

Lebt wohl, meine lieben Kinder! Ich hatte gehofft, Euch eine bessere Zukunft bereiten zu können. Bürt mir nicht! Werdet brave und tüchtige Menschen! Und verlaßt Eure alte Mutter nicht!

Sucht und forschet nicht nach mir. Ihr werdet mich nicht finden. Ich fahre in einer Stunde nach Hamburg. Dort werde ich alle meine Papiere vernichten. Und wenn die Nacht kommt, werde ich ein Boot nehmen und auf die Elbe hinausfahren. Ich werde schwere Steine zu mir stecken und so ins Wasser gehen. Der tiefe Meeresboden wird also mein Ruhebett werden, so daß man mich niemals finden kann.

So ist es bestimmt.

Lebt wohl und behaltet mich lieb!

In Gottes Namen! Amen!

Mit tränenerstickter Stimme hatte Lucie vorgelesen, nun entfaltete das Blatt ihrer zitternden Hand, und sie eilte hinüber zur alten Mutter, die mit wehem Aufschluchzen zusammenkam.

Auch Kurt eilte hinzu und streichelte in zärtlicher Liebe die Hände der alten Frau. Aber er war gebrochen.

Minutenlanges, langes Stillschweigen herrschte, nur das unterdrückte Schluchzen brach sich allmählich Bahn und wurde zum wilden unbändigen Aufschrei einer gramzerstörten Seele.

Und wieder war es die Tochter zuerst, die in diesen schredensvollen Minuten die Kraft und die Ruhe wieder fand. Mit fliegender Stimme bat sie die Mutter, sich zu schonen und sich nicht so ganz der Verzweiflung preiszugeben. Und sie bat so lange und so inständig, bis endlich die alte Frau ihre Tränen stillte und sich zur Ruhe bringen ließ. Matt und ganz gebrochen, ließ sie sich von den Kindern ins Schlafzimmer geleiten.

(Fortsetzung folgt.)



Nichts Schrecklicheres ist mir bekannt, als die Schrecken des Meeres.

Unsere Verpflegungskolonnen im Stellungskriege.

„Mit Fesseln, Marschieren und Schießen allein,
Da wird uns nicht geholfen sein!
Mit Ead und Bad und Tonne,
So rasch als ihre Pferde gekannt,
Fährt zu den Draven an der Front
Die wahr're Fuhrparkkolonne.“

(Kindervers.)

In der Tat: Die hohe militärische Bedeutung der Verpflegungskolonnen ist nicht zu bestreiten, denn das tapferste Heer kann den weichen den Feind nicht dauernd schlagen, wenn nicht durch ihr tadelloses Wirken für geregelten Nachschub des Vorrathsbedarfes gesorgt ist. Der Zusammenbruch des napoleonischen Feldzuges gegen Rußland 1812 ist keineswegs die Folge mangelhafter Führung oder unglücklicher Schlachten, sondern war von vornherein bedingt und wurde tatsächlich besiegelt durch das gänzliche Versagen der französischen Zufuhr. Und andererseits — um das Gegenstück anzuführen — der Siegeszug der Deutschen hundert Jahre später gegen dieses selbe Rußland ist fest gegründet auf die sichernde Sorgfalt ununterbrochener Zufuhr von Vorrathsbedarf.

Unsere Zeit hat eine Form des Kampfes herausgebildet, den Stellungskrieg, bei dessen verhältnismäßiger Unveränderlichkeit die rückwärtigen Verbindungen aufs beste ausgebaut werden können und der den Truppen die Möglichkeit gibt, ihren Bedarf bei den weit nach vorn geschobenen Magazinen zu decken. Nun könnte es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen, als ob die Verpflegungskolonnen im Stellungskrieg des größten Teils ihrer Wichtigkeit enthoben wären. Diese Ansichten sind grundfalsch. Es gibt für die Verpflegungskolonnen auch im Stellungskrieg Arbeit mehr als genug.

Zunächst ist der innere Dienst genau so gewissenhaft und pünktlich zu leisten wie im Bewegungskrieg. Da heißt es vor allem, die Pferde mit liebevoller Sorgfalt hegen und pflegen nach der alten Stallregel:

„Tüchtig gestriegelt,
Wenig geprügelt,
Dafür recht demuttert,
Ist halb gefuttert!“

Zur Pferdepflege gehört natürlich auch dauernde Instandhaltung des Geschirrs und sonstigen Bedzeuges und hiermit steht in engem Zusammenhang die sorgsame Behandlung der Fahrzeuge. „Erst das Pferd und dann der Mensch“ — heißt die Ansfung, aber letzterer erfordert gleichfalls eine Menge Arbeit, wenn er als tadelloser Soldat in Erscheinung treten soll.

Zu allerlei selbstverständlichen Vorbereitungsarbeiten kommt als innerer Dienst für den Fahrer auch noch Wache, Apoell, Fußzergerieren und Unterricht im Schießen. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß den Verpflegungskolonnen irgend etwas geschenkt sei; im Gegenteil, sie befinden sich fast täglich auf dem Marsche, falls die Magazine von der Front etwas zurückliegen, oder bei anderer Arbeit, die man ihnen zuteilt. Hier ist Getreide anzuführen, dort sind Futtermittel heranzuholen, da Stroh, Kohlen oder Holz. Die Gespanne der Pioniere haben Stacheldraht, Weißblech, Schanzzeug, Handgranaten und dergl. in die Stellungen zu bringen und wirken beim Straßen-, Brücken- und Eisenbahnbau mit. Eine höchst

erfreuliche Abwechslung in all diesem ernsten, strengen Fahrdienst ist, wenn es die Oberste Seeresleitung unseren Feldgrauen gestattet, die lustige Fahrt für die frohgestimmten Urlauber nach der nächsten Bahnstation.

Mit all diesen Obliegenheiten ist aber der Wirkungskreis der Bepflanzungskolonnen noch nicht abgeschlossen. Nicht selten tritt der Fall ein, daß Mannschaften der Kolonnen in der Front beim Auswerfen und Befestigen von Schützengraben mithelfen müssen. Auch erwerben sie sich besondere Verdienste durch ihre fleißige Mitarbeit auf landwirtschaftlichem Gebiete.

Der Fahrdienst wie der Aushilfeendienst ist durchweg nicht frei von den Gefahren des Krieges. Der Feind weiß regelmäßig ganz genau, wie die das Vorwärtsschreiten erleichternden Zufuhrwege verlaufen. Granatfeuer und verlorene Gewehrflinten aus den feindlichen Schützengraben schwirren weit ins Zufahrtsgelände hinein. Feindliche Flieger ziehen ihre Kreise über herankommende Kolonnen. So ist es dem kein Wunder, wenn die Verlustliste auch manden wackeren Kolonnenfahrer meldet, der in treuer Pflichterfüllung sein Blut fürs Vaterland vergoß.

Aber trotz dieser nicht immer gefahrlosen Arbeit sind die Fahrer meist frohgemut und gutgestimmt, pflichttreu und dienstfreudig. Auch sie verkörpern den guten Geist und Willen, an dem — wie unser oberster Kriegsherr in seinem Neujahrswunsch an Volk, Heer und Flotte zuversichtlich betonte — alle unsere Feinde werden zuschanden werden. Dieser gute Geist und Wille ist um so aner kennenswerter, wo eine Arbeitsleistung in solcher Fülle und Vielseitigkeit verlangt wird, so daß man bei entsprechender Veränderung eines bekannten Schulverses fast sagen darf:

„Was man nicht sonstwie schaffen kann,
Sieht man als Fuhrparkfrage an.“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Das Flugzeug des Bürgers nach dem Kriege. Wohl keine zweite technische Industrie hat durch den Krieg so sehr an Verbreitung, Verbilligung und Vereinfachung zugekommen wie die Flugzeugindustrie. Darum ist die Ansicht verbreitet, daß der Flugsport nach dem Kriege viel allgemeiner und dem Einzelnen leichter zugänglich sein wird, als dies bisher der Fall war. Bis jetzt kamen für die Flugzeugfabrikanten eigentlich nur die Heeresverwaltungen als Abnehmer in Frage. Die hohen Preise und die unvollkommene Sicherheit der Apparate hinderten eine Popularisierung des Flugsportes, wie sie in Zukunft im Frieden möglich erscheint. Von solchen Voraussetzungen ausgehend, entwirft der Oberingenieur der amerikanischen Flugzeuggesellschaft Scripps-Booth Company im neuesten Heft der New Yorker *Aerical Age Weekly* ein Zukunftsbild, das trotz mancher Übertreibungen, die ins Reich einer allzu beflügelten Phantasie gehören, einen wahren Kern besitzt, der sozial wie technisch interessant genug erscheint, um als mögliche Folge des Krieges in Umriß wiedergegeben zu werden: „Nach Friedensschluß“, meint der optimistische Flugzeugingenieur, „wird der bürgerliche Ausflügler aus dem wohlhabenden Mittelstande sich nicht mehr mit einem Motorrad oder Automobil begnügen, sondern — die Straße verachtend — hoch in den Lüften in seinem Privatflugzeuge dahinkommen. Bei Kriegsende werden etwa 60 000 beim Militär ausgebildete Flugzeugführer frei werden und annähernd eine Million Maschinen. Zahllose Flugzeugfabriken mit dem besten Material und einem Reichtum der modernsten maschinellen Betriebsanlagen werden plötzlich mehr oder weniger beschäftigungslos sein. Darum wird der bisherige Motorfahrer sich in vielen Fällen dem Luftsport zuwenden. Die durch die genannten Umstände gewährleistete große Verbilligung in der Flugzeugindustrie und das daraus sich ergebende starke Sinken der Verkaufspreise von Flugzeugen werden eine solche Umwandlung auch wirtschaftlich in hohem Maße fördern. Außerdem wird man neue, sehr kleine und einfache Maschinen bauen, die man Vergnügungs-aeroplane nennen kann. Die Vergnügungsreifen im Automobil haben allmählich ein wenig an Interesse und Beliebtheit eingebüßt. Die Verbilligung der Straßen, der Straß und noch manches andere machen sich nach und nach fühlbar. Und wie soll es erst werden, wenn in einigen Jahren, wie man vernünftigerweise annehmen kann, die

Zahl der Automobile sich verdoppelt haben sollte? Es bedarf also keineswegs einer krankhaften Phantasie, wenn man der Meinung ist, daß die Menschheit sich bald nach einem neuen Verkehrsmittel wird umsehen müssen, wenigstens soweit es sich um Vergnügungsfahrten abhabender handelt. Und dies wäre wieder der erste Schritt zur endgültigen wirtschaftlichen Vollständigkeit des Fliegens. Zwar baut man überall auf dem freien Lande neue und modern konstruierte Straßen, um der Zunahme des Automobilverkehrs zu genügen. Die ideale Lösung aber besteht in der Herstellung billiger, leicht zu handhabender und sicherer Privatflugzeuge. Das Flugzeug von heute ist dem vor dem Kriege üblichen Flugzeug in jeder Beziehung nicht weniger überlegen, als das moderne, schnelle und billige Gebrauchsautomobil dem Motorwagen zur Zeit seiner primitiven Anfangsentwicklung. Der Krieg hat das Flugzeug in der kurzen Zeit von 18 Monaten höher entwickelt, als die zehnjährige Entwicklungsperiode des Automobils die Fähigkeiten des Kraftwagens zu steigern vermochte. Bei Einführung des Automobils verhielt das Publikum sich zumindest ebenso zögernd wie in den ersten Jahren des Flugzeugbaus. Nun aber wurde der Flugapparat durch den Krieg sozusagen mit einem Schlage in fast jeder Beziehung auf verblüffende Weise vervollkommen. Die hundert oder mehr Flugzeugfabriken, die jetzt mit Anspannung aller Kräfte für die Armeen der Kriegführenden tätig sind, werden sich im Frieden noch einen neuen Absatzgebiet umsehen müssen. Sie werden sich bemühen, das Publikum von den Vorteilen, der Sicherheit und Billigkeit des Fliegens zu überzeugen. Höchstwahrscheinlich werden Fabrikationskongresse gebildet werden, die es sich zum Ziele setzen, das Flugzeug mit allen Mitteln ebenso vollständig zu machen, wie es heute das Automobil ist. Sie werden Ausflüge und Vergnügungsfahrten in der Luft veranstalten und sich um die Einführung von Flugzeug-Massen bemühen. All dies erscheint jetzt noch zum großen Teile als übertriebene Phantasie, aber vielleicht ist die Zeit nicht allzu fern, in der es Lustbroschen zum Erreichen entfernter Ausflugsorte geben wird. Die Millionen, die jetzt in die Flugzeugfabrikation gesteckt wurden, müssen umgeseht und auf breiter, volkstümlicher Basis verzinst werden. Das Flugzeug der Zukunft wird die Lösung bringen, es wird das Flugzeug des Bürgers sein...“

Macine als Kriegsberichterstatter. Auch den genaueren Kennern der französischen Literatur ist Macine als Kriegsberichterstatter so ziemlich ein Novum. Und doch war Macine längere Zeit hindurch tatsächlich Kriegsberichterstatter bei der Armee Ludwigs XIV. Um sich der besten Geschichtsschreibung über seine Kriege zu versichern, ernannte Ludwig XIV. Macine und Voileau offiziell zu seinen Historiographen. So begleiteten denn die beiden Dichter ihren König als Berichterstatter ins Feld. Und ihre Erlebnisse, die Prosper Cardou im „*Mercur de France*“ wiedergibt, waren reich an Anekdoten. Die Irrfahrt Voileaus war allerdings verhältnismäßig kurz. Der Feldzug 1677 war so schnell verlaufen, daß die beiden Dichter noch in ihren Reisevorbereitungen vom Friedensschlusse überrascht wurden. Als Ludwig ihnen seine Bewunderung darüber aussprach, sie garnicht im Felde gesehen zu haben, entgegnete Macine lächelnd, daß der König mit seiner Armee schnellere Arbeit geleistet habe, als der Schneider mit den Reiseanzügen. Ludwig, der für Schneideleien nicht unempfindlich war, ließ diese Entschuldigung gelten; im nächsten Jahre aber half alles nichts, Macine und Voileau mußten mit. Als Voileau aber die Anstrengungen und gefährlichen Abenteuer dieses Feldzuges am eigenen Leibe verspüren mußte, zog er sich von seinem Posten zurück, indem er erklärte, daß dieses erste Kriegserlebnis auch sein letztes sei. Macine jedoch bewies mehr Ausdauer; er machte den ganzen Krieg der Augsburger Liga mit. Meist begleitete er den König in seiner Feldherrnkalesche, oft aber war er gezwungen, mitzureiten. Er war übrigens ein sehr guter Reiter und hielt sich als Dreißigjähriger noch 9 Stunden nacheinander im Sattel. In seinen Verichten legte Macine jedoch nicht gerade die größte Begeisterung an den Tag. Allmählich wurde ihm der häufige Ortswechsel sauer, und er sehnte sich nach seinem bequemen Heim. So schrieb er nach einer Kriegsparade: „Ich hätte lieber gewünscht, daß alle diese Soldaten sich in ihren Hütten bei Frau und Kind befänden und daß ich selbst gemütlich daheim säße.“ Auch in Verdun hielt der große Tragöde sich als Kriegsberichterstatter auf. Daß man schon damals den Stellungskampf, wenn auch nicht in der heutigen

vollendeten Weise, kannte, geht aus dem folgenden Bericht Macines hervor: „Da der Feind sich hartnäckig darauf verheißte, sich in natürlichen Deckungen aufzuhalten, mußten Gräben angelegt werden. Diese Gräben zogen sich manchmal zwischen Hügeln und Flüssen in großer Ausdehnung dahin und waren so verwirrt und zahlreich, gekrümmt und gekreuzt wie die Straßen von Paris.“

Auf der Zeppelinwacht an der englischen Küste. Während man im Innern Englands, mit Ausnahme von London und der großen Munitionszentren, die von unseren Zeppelinen besucht werden, wenig von direkter Kriegsstimmung verspürt, ist das Leben an den Küsten, besonders im Süden und Osten, ganz in die nervöse Stimmung des Kriegsgebietes getaucht. Am Strande der See, auf den Felsklüften und von der Brandung bespülten Rissen hält man Wacht im Angesicht der Zeppelingsfahr, Stunde um Stunde spähen die Augen der Wächter durch Ferngläser in die dunkle See hinaus: der Himmel kann Zeppeline bergen, das Meer feindliche Fahrzeuge tragen. Das folgende nächtliche Stimmungsbild aus dem englischen Küstengebiet entwirft einer dieser „Zeppelinwächter“ in der „Times“: „Es ist Nacht, mondlose Nacht voll geheimer Schrecknisse und möglicher Gefahren. Alle Sinne sind geschärft, der Verstand arbeitet wie in einem Fieber der Erregung, Pflicht und Ausdauer sind vonnöten, um vor Überwachungen auf der Hut zu sein. Überall glaubt man verdächtige Schatten zu erblicken, man wittert Spione und verbotene Umtriebe. Auf See gleiten mattbeleuchtete Dampfer herbei, ein schwarzes Patrouillenboot taucht auf und verschwindet wieder in Schaum und Dunkelheit. Und in der Einsamkeit der Küste schreiten die Wachtposten auf und ab, die den Himmel nach den gespenstischen Formen der Zeppeline absuchen. Nichts erfüllt so sehr mit tiefstem Einsamkeitsgefühl wie das Ausschauhalten nach dem fliegenden Feind. Weiter rückwärts im Lande weiß man nicht viel von diesen Empfindungen des ohnmächtigen Harrens vor der Weite des Himmels und der See. An der Küste aber hat man den Schauer erlebt, den eine kurze, aber unheimlich verhängte Schlacht herbeirufen muß. Und wenn der Schleier der Nacht sich hebt, wenn die Lichter abgeblendet werden, wird eine seltsame Erregung, ein scharfes, instinktives Witterungsgefühl wach. Dann schreitet der Wachtposten seine Strecke entlang, und die ständige Frage, die ihn bewegt und Herz und Kopf erfüllt, ist diese: „Wird heute ein Zeppelin kommen?“ Angestrengt blickt er durch das Glas, und oft glaubt er in Nebel und Wolken eine unbestimmte Erscheinung zu gewahren, die nur der Überreizung der Phantasie entspringt. Was kann es sein? Naht der Feind sich in irgendeiner Gestalt? Jetzt wieder rührt sich nichts, und gespannt lauscht der Wächter von neuem. Soll er einen Alarmschuß abgeben? Manchmal schwimmt auch wirklich etwas Unförmiges an den Strand heran, und wenn der erste Morgenschimmer die Nacht erlöst, erblickt der Wächter die angeschwemmten Überreste eines Wracks, die von dunklen Abenteuern in ferner See erzählen.“

New York im Goldtaumel und Vergnügungsfieber. Der ungeheure Zufluß an Gold, die fieberhafte Tätigkeit der Kriegswirtschaften, das rastlose Rennen von Kriegsgeschäften aller Art haben in den Vereinigten Staaten jene Art des Lebens, die man in Romanen „amerikanisch“ nennt, aufs äußerste gesteigert. Kein Roman, keine phantastische Schilderung, meint der amerikanische Berichterstatter der „Daily Mail“, vermöchte die Intensität des Lebens zu überbieten, das sich jetzt in Wirklichkeit in New York abspielt: „Während fast alle großen Staaten unter der Tragik des Krieges leiden, bezeichnet Amerika sich in der unglaublichsten Weise an dem Drama des Weltkrieges, und das New Yorker Leben zeigt eine Überheißung, wie sie in den besten Zeiten niemals festgesetzt werden konnte. Noch nie war New York so überfüllt, so übermütig, laut, so vergnügungssüchtig und arbeitsam wie in diesem Jahre. Alles geschieht im Galopp. Und selbst dieser Rekord wurde in den letzten Monaten noch überboten. Während man früher die neuen Millionäre noch einzeln mit Namen nennen konnte, sind sie jetzt nur noch zu Hunderten zu zählen. Aber es werden nicht nur Unsummen eingenommen, sondern auch ausgegeben. New York ist das Zentrum für die Millionäre aus allen Teilen der Vereinigten Staaten. Die Glanzzeit von Monte Carlo verblaßt im Vergleich mit der Gegenwart von New York. Alle Amerikaner, die sonst im

Winter nach Europa zu reisen pflegten, kommen jetzt nach New York. Noch niemals war die Hauptstadt so überflutet von Deuten, die sich vergnügen und mit vollen Händen Geld ausgeben wollen. Es läßt sich nicht genau feststellen, wie viel Geld die Amerikaner bisher nach Amerika gezahlt haben, aber sicher ist es nicht weniger als 2 Milliarden. Selbst in den großen Tagen der Stahlkrasse vor ungefähr 15 Jahren, als jeder neue Zug, der auf dem Manhattan-Bahnhof einfuhr, neue Millionäre auszuladen schien, waren die Hotels und Theater nicht so überfüllt, war die glänzende „Fifth Avenue“ nicht so dicht mit Autos aller Art besetzt, sah man in der Großen Oper nicht so viele kostbare Diamanten und Perlenketten, verlangte und bezahlte man in den Speisehäusern nicht so märchenhafte Mahlzeiten. Luxus und lustspielige Leidenschaft sind auf ihrem Höhepunkt angelangt. Wenn man jetzt aus dem ersten, an Eisen und Entbehrungen so reichen England nach New York kommt, ist man anfangs mortlos vor Verblüffung unter dem ungeheuren Eindruck des Unterschiedes zwischen dem Leben in England und dem in Amerika. Es ist, als lebe man in New York hinter einem dichten Vorhang, der den Krieg weder sichtbar noch hörbar werden läßt. Es erscheint fast zweifellos, daß die amerikanischen Blätter spaltenlange Kriegstelegramme und Kriegsberichte bringen, niemand nimmt sich die Zeit, sie mit Ruhe und mit fühlendem Interesse zu lesen. Noch weniger Zeit aber hat man, über die Probleme des Krieges und der Zukunft nachzudenken. Gewiß gibt es einzelne Ausnahmen, aber das, was man die „Gesellschaft“ nennt, hat andere Sorgen und andere Interessen. Man isst, trinkt, tanzt — und am nächsten Tag beginnt man wieder von neuem.“

Anthropologie in Kriegsgefangenenlagern. Auch während rings um uns die Welt in Flammen steht, ruht die Arbeit an den Wissenschaften nicht. Ja, manche Zweige der Wissenschaften erfahren gerade durch den Krieg wesentliche Förderung und Bereicherung. Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Präsidenten der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Hofrats E. Toldt, die Gesellschaft auf die außergewöhnlich günstige Forschungsgelegenheit aufmerksam zu machen, die sich durch die Anwesenheit so vieler Kriegsgefangener aus allen Teilen des europäischen und asiatischen Rußlands für die Anthropologie bietet. Die Gesellschaft stellte zur Durchführung des Planes 2000 Kronen zur Verfügung, die Wiener Akademie der Wissenschaften beteiligte sich mit 4000 Kronen, und ein Betrag von 800 Kronen wurde von privater Seite gestiftet. Das k. u. k. Kriegsministerium erkannte die Bedeutung der Sache an und gab seine Zustimmung, daß in verschiedenen Gefangenenlagern anthropologische Untersuchungen vorgenommen wurden. Der Leiter dieser Studien, Professor R. Pöch, berichtet jetzt im neuesten Heft der „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ über die Ergebnisse der Untersuchungen in den Kriegsgefangenenlagern zu Eger und Reichenbach. Als gleichmäßige Grundlagen für alle Untersuchungen wurden die in dem Martinschen Lehrbuch der Anthropologie von 1914 aufgestellten Regeln angenommen; alle von Martin daselbst angegebenen Instrumente und Beheile, namentlich das Martinsche Meßblatt, wurden benutzt. In Eger untersuchte man 1016 Individuen, von denen 425 photographiert wurden; von 61 formte man die Köpfe, von 6 je eine Ohrmuschel, von 12 je einen Fuß und von weiteren 12 je eine Hand ab. 977 gehörten den Türken (Weißkrieger, Wischeren, Tataren, Lipteren, Türkmene u. a.), 10 den Ostfinnen an, 23 waren Awarer aus Daghestan, 6 Zigeuner aus der Krim, 1 Ossete aus dem Teralgebiet. Mit Hilfe eines Dolmetschers wurden der Name des zu Untersuchenden und seine persönlichen Lebensverhältnisse festgestellt. Um einigermaßen über den Grad der Rassenreinheit Aufschluß zu erhalten, wurde nach Möglichkeit auch die Heimat der Eltern verzeichnet, wobei sich als Regel ergab, daß Vater und Mutter aus demselben Dorfe stammten oder doch wenigstens aus benachbarten Ortschaften. Die Körpermessungen wurden aufs genaueste und bis in einzelne gehend durchgeführt, ebenso die Hautfarbe und Körperbehaarung, Augenfarbe, Gesundheitszustand, Narbenbildungen, Deformationen der Wirbelsäule, des Brustkorbes und der Beine, besondere Merkmale am Kopf, Gesicht, Zähnen, Augen, Händen, Fingern, Fingerringen (scharf beachtet). Die bei den mongolischen Völkern erwartete gelbliche Hautfarbe wurde dabei weniger beobachtet als ein helles Weiß mit rosigem Ton. Damit noch nicht genug, machte man auch noch einzelne phonographische und kinematographische Aufnahmen. Während in Eger fast ausschließlich Mohammedaner zur Untersuchung gelangten, konnte man in Reichenbach fast alle russischen Völkern, namentlich auch die Krimtataren, in charakteristischen Vertretern vornehmen. Hier wurde ein noch weit größerer und weitwichtigere Material gesammelt, das sicherlich der anthropologischen Forschung außerordentlich aufschlußreiche Dienste leisten wird.